

Reinhart Koselleck
Vom Sinn
und Unsinn der
Geschichte
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2090

Vom Sinn und Unsinn der Geschichte versammelt Aufsätze und Vorträge Reinhart Kosellecks aus vier Jahrzehnten und macht die Entwicklung und die Reichweite seiner Historik eindrucksvoll sichtbar. Neben verstreut publizierten Arbeiten wie der längst in den Rang eines modernen Klassikers aufgestiegenen Studie »Wozu noch Historie?« versammelt der Band unveröffentlichte Texte aus dem Nachlaß. Sie erweitern das Bild von Kosellecks Theoriearbeit um wichtige Facetten, zeigen den denkenden Historiker aber auch als Meister empirisch gesättigter Analysen und Darstellungen.

Reinhart Koselleck (1923-2006) war Professor in Bochum, Heidelberg und Bielefeld. Zuletzt erschienen: *Begriffsgeschichten* (stw 1926).

Reinhart Koselleck
Vom Sinn und Unsinn der
Geschichte

Aufsätze und Vorträge
aus vier Jahrzehnten
Herausgegeben
und mit einem Nachwort
von Carsten Dutt

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2090

Erste Auflage 2014

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29690-5

Inhalt

Theorieskizzen

Vom Sinn und Unsinn der Geschichte	9
Wozu noch Historie?	32
Interdisziplinäre Forschung und Geschichtswissenschaft . .	52
Archivalien – Quellen – Geschichten	68
Fiktion und geschichtliche Wirklichkeit	80
Wiederholungsstrukturen in Sprache und Geschichte	96

Zeitbilder

Über den Stellenwert der Aufklärung in der deutschen Geschichte	117
Das 19. Jahrhundert – eine Übergangszeit	131
Lernen aus der Geschichte Preußens?	151
Zur Rezeption der preußischen Reformen in der Historiographie. Droysen – Treitschke – Mehring	175
Liberales Geschichtsdenken	198
Hinter der tödlichen Linie. Das Zeitalter des Totalen	228
Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses	241
Der 8. Mai zwischen Erinnerung und Geschichte	254

Porträts und Erinnerungen

Johann Martin Chladenius	269
Adam Weishaupt und die Anfänge der bürgerlichen Geschichtsphilosophie in Deutschland	273
Goethes unzeitgemäße Geschichte	286
Jaspers, die Geschichte und das Überpolitische	306
Werner Conze – Tradition und Innovation	319
Laudatio auf François Furet	336
Laudatio auf Shulamit Volkov	342
Er konnte sich verschenken. Gedenkrede auf Hans-Georg Gadamer	349

Carsten Dutt: Nachwort	365
Editorische Notiz	373
Begriffs- und Sachregister	374
Namenregister	382
Nachweise	386

Theorieskizzen

Vom Sinn und Unsinn der Geschichte

Dieter Groh zum 65. Geburtstag

Wer der Geschichte einen Sinn zumutet, muß sich der Frage aussetzen, was eigentlich der Gegenbegriff sei: der Unsinn oder die Sinnlosigkeit? Mit dieser Alternative wird vorentschieden, was als »Sinn« begriffen werden soll. Denn »Sinnlosigkeit« ist ein neutraler Ausdruck, der die Sinnfrage umgeht, und ich neige dazu, diese Position für die Geschichte stark zu machen. »Unsinn« bleibt als Negation von »Sinn« auf Sinnhaftigkeit bezogen. »Sinnlosigkeit« öffnet dagegen eine andere Dimension, als sie eine Geschichtswissenschaft zu bewältigen hat, die sich herausgefordert sieht, Sinn und damit *eo ipso* auch Unsinn in der Geschichte zu suchen. Im folgenden wird nicht nach dem Sinn jener Wissenschaft gefragt, die sich mit der »Geschichte« beschäftigt. Also Sinn oder Unsinn der Historie als Wissenschaft steht hier nicht zur Debatte, obwohl sie sich gerne anmaßt, der sogenannten Geschichte Sinn abzuluchsen und ihn mit verschiedenen Zensuren zu dosieren.

I

Es gibt eine Briefsammlung von Soldaten aus Stalingrad, die nicht heimgekehrt sind, aber deren Nachrichten – gleichsam Nachrufe auf sich selbst – mit den letzten Postsäcken nach Deutschland verbracht worden sind.¹ Goebbels hielt diese Post zurück, in der Hoffnung, eine Auswahl heroischer Briefe edieren zu können, die vom Heldentum derer zeugen sollten, die vermißt werden. Diese vier oder fünf Postsäcke, die ein paar tausend Briefe enthielten, ohne je ihre Adressaten zu erreichen, haben nun eine Fülle von Deutungen hinterlassen, die der Katastrophe vergeblich Sinn abzugewinnen suchten. Die Variantenskala reicht von der absoluten Verzweiflung über sarkastische Kommentare und ironische Bemerkungen hin zu zynischen Bonmots der dort demnächst Sterbenden und weiter über lethargische und zurückhaltende Nach-

¹ [Letzte Briefe aus Stalingrad, Frankfurt am Main und Heidelberg 1950 (2. Aufl. Gütersloh 1954).]

richten bis zu Zeichen der Demut oder tiefer Frömmigkeit. Verlassenheit und Hilflosigkeit dominieren, und es finden sich nur wenige Bekenntnisse zum NS-System, dessen Durchhalteparolen die offizielle Öffentlichkeit beherrscht hatten. Wir stehen also vor einem breit gestreuten Wahrnehmungsspektrum jenes wendeträchtigen Ereignisses, über das wir inzwischen aus Tausenden von Büchern, Filmen oder Videostreifen belehrt werden. Was wir heute geneigt sind, als Sinnlosigkeit oder allenthalben als Unsinn zu deuten, das wurde schon damals von den Zeitzeugen vor ihrem Tode vergeblich mit Sinnstiftungen versehen – die Wirklichkeit der Schlacht ließ dieses nicht zu. Das Ärgerliche an dieser aufregenden Quellensammlung ist nur, daß sie eine Fälschung ist. Es war ein Propagandamann im Dienst von Goebbels gewesen, der zwar Kenntnis von diesen letzten Briefen hatte – aber die, die er veröffentlicht hatte, sind offenbar aus seiner eigenen Feder geflossen. Seine Edition erreichte zwei Auflagen, seine Herausgeber-schaft verblieb im Anonymen, und auch meine Versuche, dem Fälscher auf die Schliche zu kommen, blieben ergebnislos, weil der Herausgeber seit langem tot ist. Die Indizien, die die Fälschung als solche entlarven, brauchen hier nicht im einzelnen aufgeführt zu werden. Das Spannende ist nämlich, daß die Fälschung selber so großen Anklang fand. Die geschickte Fiktion der Briefe reichte hin, um bei den Lesern Zustimmung zu finden dafür, daß in Stalingrad »Sinnlosigkeit« obwaltete und von den Betroffenen auch so erfahren wurde. Der Leserkreis teilte rückwirkend offenbar denselben Erfahrungshorizont, den der Fälscher, stilistisch versiert, ausgezogen hatte. Alle ideologischen Deutungen der seinerzeitigen Propagandasprache schmolzen dahin.

Es gibt nur ein Motiv, das auch im Rückblick den »Sinn« von Stalingrad zweckrational einlösen könnte: dann handelt es sich um ein rein militärgeschichtliches Motiv. Denn durch den Untergang der 6. Armee war es möglich geworden, daß die Truppen, die sich im Kaukasus festgebissen hatten, noch rechtzeitig entkommen konnten, nämlich im Verlauf jener zwei Monate, in denen der Kessel von Stalingrad eingeschnürt und vernichtet wurde. Der Tod der Stalingrad-Soldaten sicherte in dieser Sichtweise das Überleben jener Truppen, die sich über den Don zurückretten konnten. Freilich wäre es anmaßend zu behaupten, in diesem

sekundären Zweck des tödlichen Kampfes den primären Sinn der Stalingradschlacht zu erblicken.

Eingerückt in den gesamten Kontext des Kriegsverlaufes, wird die Schlacht von Stalingrad heute gern als Peripetie dargestellt, als der Beginn vom Ende des deutschen Weltkrieges. Freilich streiten sich die politischen und die Militärhistoriker darüber, ob denn die Peripetie nicht schon vor Moskau 1941 gelegen habe oder ob sie nicht schon längst zuvor im Entschluß zum Rußlandfeldzug selber gelegen haben muß, ohne damals schon sichtbar geworden zu sein. Die spannende Frage (besonders von Ernst Topitsch²), ob der Rußlandfeldzug auch rational begründbar war: als Präventivschlag gegen Stalins expansionistische Absichten – und das noch im Erfahrungshorizont des deutschen Sieges über Rußland im Jahre 1917 –, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Denn langfristig gesehen kann die Peripetie des Kriegsverlaufs auch schon vor dem Kriegsausbruch 1939 angesiedelt werden, weil in Anbetracht der politischen Weltkonstellation der Untergang schon im Anfang enthalten gewesen sei. Dann wäre der gesamte Krieg nicht nur in sich selbst sinnlos, sondern auch im Hinblick auf rationale Kalkulationen und Zweckverschönungen von vornherein unsinnig gewesen. Dann wird Stalingrad zum Symptom jenes utopisch motivierten Aggressionskrieges, der in seinem Verlauf schließlich zum Zweiten Weltkrieg wurde und der, aus ideologischen Gründen entfesselt, sich einer politischen oder militärischen Rationalisierung überhaupt entziehe. Das Kriterium der Sinnlosigkeit liegt dann in der Ideologiekritik an den rassistischen und raumausgreifenden Plänen Hitlers beschlossen, wie er sie schon in *Mein Kampf* offen ausgesprochen hatte.

Daran gemessen lassen sich andere Deutungen als Sinnstiftung begreifen, wenn sie etwa theologisch begründet werden. Einmal auf den Boden theologischer Deutungen überführt, lassen sich alle Ereignisse mit Sinn befrachten, denn jedes Ereignis läßt sich dann mit Theodizee-Argumenten erklären. Wird ein Guter belohnt, ist es Gotteslohn; wird ein Guter bestraft, ist es eine Warnung. Wird der Böse belohnt, ist es ebenfalls eine Warnung, da in Gottes Rat-schluß alles anders aufgehoben sein mag, als es zu sein scheint;

2 [Vgl. Ernst Topitsch, *Stalins Krieg. Moskaus Griff nach der Weltherrschaft*, Herford 1985.]

wird schließlich der Böse bestraft, handelt es sich um ausgleichende Gerechtigkeit. Also theologisch läßt sich immer alles sinnvoll deuten, und es gibt dementsprechend eine Fülle ähnlicher Argumente, die alle Kriege begleiten. So sparten zum Beispiel katholische Blätter im Ersten Weltkrieg nicht mit der traditionellen Deutung, daß er als Strafe Gottes für menschlichen Übermut zu erleiden sei. Die Stimmigkeit solcher Interpretamente für Gläubige läßt sich nicht leugnen, auch wenn sie keine rationalistischen Argumente im Sinne wissenschaftlich kontrollierbarer Aussagen liefern können. Für einen Gläubigen bleiben sie unwiderlegbar; also, mit Popper zu sprechen, außerhalb des wissenschaftlichen Diskurses.

Eine weitere Methode, rückwirkend an die Schlacht von Stalingrad die Sinnfrage zu stellen, wäre, wie bereits angedeutet, die Rekonstruktion der militärischen Gesamtplanung. Dann aber bleibt »Stalingrad« das Ergebnis einer grandiosen Fehlrechnung: nicht nur Ergebnis einer utopisch überzogenen Planung, sondern eines rationalen Irrtums, der die Schlacht von vornherein als unsinnig ausweist. Wer Friedrich den Großen und dessen Schriften kennt, der findet dort rund zwanzig Seiten über die Geschichte Karls XII. von Schweden, der in Poltawa bekanntlich sein Stalingrad gefunden hatte.³ Friedrich wies auf wenigen Seiten nach, daß ein Krieg gegen Rußland für eine europäische Macht nicht zu gewinnen sei. Und Napoleon wie Hitler hätten, wenn sie denn diesen Text von Friedrich aus dem Jahre 1759 gelesen hätten, ihre Kriege zumindest gegen Rußland niemals begonnen – trotz der gegenteiligen Erfahrung von 1917, auf die sich wenigstens Hitler und seine Generale berufen konnten. Aber Friedrich, der ja nicht ohne taktische und strategische Begabung war, hat sein Rationalisierungsargument den Nachfolgern leider nicht vermitteln können. Sonst wäre – vielleicht – Millionen von Soldaten der Tod, aber mehr noch Millionen von Zivilisten die Ermordung erspart geblieben.

Ein weiterer Aspekt in der Rezeptionsgeschichte von Stalingrad läßt sich hinzufügen, der durch den Historikerstreit eine neue

3 [»Réflexions sur les talents militaires et sur le caractère de Charles XII, roi de Suède«, mit dt. Übers. in: Johannes Kunisch (Hg.), *Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum Siebenjährigen Krieg*, Frankfurt am Main 1996, S. 547-587.]

Bedeutung gewonnen hat: Läßt sich Sinn oder Zweck der Stalingradschlacht durch die gleichzeitig laufende Judenvernichtung aufhellen? Da stellt sich die Frage: Hat Stalingrad die Judenmorde eher gesteigert oder gebremst? Offensichtlich handelt es sich um eine Steigerung der Vernichtungsexzesse, denn das Menetekel von Stalingrad hat die parallel laufenden Aktionen in Maidanek, Treblinka, Auschwitz und ihresgleichen nirgends gebremst.

Geht man davon aus, daß die Peripetie des gesamten Krieges bereits in seinem Anfang enthalten war, so lassen sich die Schlacht von Stalingrad und die Judenvernichtung aufeinander beziehen. Wenn sich die Stalingradschlacht in der rein militärischen Sequenz des Krieges als Ergebnis rationaler Verblendung herausstellt und wenn sich die Judenvernichtung als das erweist, was sie jenseits der NS-Ideologie immer schon war: als sinnlos, mehr noch: als absurd, dann haben beide Ereignissequenzen, sosehr sie sich unterscheiden, eine gemeinsame Wurzel. Sie liegt vor dem Kriege. Zeitgleich sind beide Ereignisketten nicht kausal aufeinander zu beziehen: Stalingrad ist nicht deshalb durchgefochten worden, weil die Vernichtungsaktionen im Hinterland vollstreckt wurden – und Stalingrad fand nicht statt, um Auschwitz zu ermöglichen. Aber beide Ereignisse haben ihren gemeinsamen Grund in der opfersüchtigen Erlösungs- und der rassistischen Vertilgungsideologie, die sich in der NS-Weltanschauung wechselseitig bedingt und verstärkt haben. Wenn also die politische Zoologie als Fundamententscheidung Hitlers seinen Einzelentschlüssen vorauslag und wenn die Rassenlehre der deutschen NS-Ideologie ihre lange Vorgeschichte hatte, dann gerinnen in dieser Sicht die Orte beider Ereignisketten zu symbolträchtigen Namen, ohne daß deshalb das eine Ereignis aus dem anderen ableitbar wäre.

Wie weit die rassistische Semantik selbst das Bürgertum geprägt hatte, bezeugt Thomas Mann in seinen Reden an das deutsche Volk im Herbst 1942, als er schon von den Vergasungen der Juden zu berichten wußte. Die Täter nannte er dabei »SS-Kaffern« und »SS-Hottentotten«,⁴ wobei die schwarze Uniform der SS-

⁴ [Vgl. Thomas Mann, »Deutsche Hörer! Fünfundfünfzig Radiosendungen nach Deutschland«, Sendung vom 27. September 1942, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 11: *Reden und Aufsätze* 3, Frankfurt am Main 1960, S. 1053: »Ein genauer und authentischer Bericht liegt vor über die Tötung von nicht weniger als elftau-

Truppen sicher nicht hinreicht, um die ethnologisch verächtliche Metaphorik zu rechtfertigen. Die rassistischen Versatzstücke reichen eben tief in den bildungsbürgerlichen Sprachhaushalt hinein. Sie gehörten zum Bedingungsnetz, das die Katastrophe ermöglicht hatte.

Blickt man nun auf die andere Seite, nach der Sowjetunion, so läßt sich zunächst einmal feststellen, daß die Soldaten dort den gleichen Frost, den gleichen Hunger, die gleiche Angst durchzustehen hatten, bevor sie der Schlacht vielleicht einen Sinn abzugewinnen suchten. Tausende von Deserteuren sind auf russischer Seite füsiliiert worden. Offenbar reichte die propagandistische Sinnvorgabe der Befreiung von den deutschen »Schweinen« und »Barbaren« nicht hin, um den Todeseinsatz dieser Soldaten so weit zu motivieren, daß sie nicht auch zu desertieren versuchten. Aber die Haben-seite der Befreier ist *ex post* so angelegt, daß die dortigen Deserteure nicht mehr denkmalsfähig geworden sind – im Unterschied zu den unsrigen. *De facto*, im subjektiven Wahrnehmungshorizont der ehemals Beteiligten, waren sie natürlich dieselben »Frontschweine«, wie man sich damals auf deutscher Seite titulierte.

Die Rezeption der Stalingradschlacht verläuft nun in Rußland keineswegs unilinear entlang der spontan einsichtigen Befreiungs-ideologie. Zu Lebzeiten Stalins hat es in Stalingrad kaum einen solchen Befreiungskult gegeben, wie er in den von der Sowjetunion eroberten Gebieten Europas gepflegt wurde. Die riesige Denkmalsanlage ist erst nach Stalins Tod in Wolgograd eingeleitet worden, das heißt, der Kult, der dort heute noch mit dem Schlachtensieg gepflegt wird, ist ein spezifisch nachstalinistischer Kult. Die Botschaft, die bis zur Wende kontinuierlich vermittelt wurde, stufte eine Hierarchie der toten Helden auf, deren Namen nur selektiv in Erinnerung gehalten wurden. Nicht die Zahl aller To-

send polnischen Juden mit Giftgas. Sie wurden auf ein besonderes Exekutionsfeld bei Konin im Distrikt Warschau gebracht, in luftdicht verschlossene Wagen gesteckt und binnen einer Viertelstunde in Leichen verwandelt. Man hat die eingehende Beschreibung des ganzen Vorganges, der Schreie und Gebete der Opfer und des gutmütigen Gelächters der SS-Hottentotten, die den Spaß zur Ausführung brachten.« Der Ausdruck »SS-Kaffern« ist in diesem Zusammenhang nicht nachweisbar. Von »blutige[n] Kaffern« spricht Thomas Mann allerdings einige Wochen später, in seiner Radio-Ansprache vom 24. Oktober 1942, mit Bezug auf Baldur von Schirach und dessen Rede auf dem nationalsozialistischen »Europäischen Jugend-Kongreß« in Wien (ebd., S. 1057).]

ten einzeln wird bedacht, sondern jene Auswahl, die die toten Helden zum Vorbild für die Helden der Arbeit umstilisieren sollte. Wie Sabine Arnold nachgewiesen hat, wurde der Sieg von Stalingrad umfunktionalisiert in ein Fanal für den Produktionskampf, für jenen Kampf, der den friedlichen Prozeß des Kommunismus bis zum schließlichen Endsieg auszeichnen sollte.⁵ Der militärische Jargon wird übernommen, um aus dem heroischen Kampf der Soldaten einen heroischen Kampf der Arbeiter zur Steigerung ihrer Leistung zu machen, das heißt zur Übererfüllung der Normen. Das wird zur primären Botschaft, die in Stalingrad den Beteiligten und Nachlebenden angesonnen wurde – bis seit der Wende Zweifel laut werden durften, ob denn diese Botschaft eine sinnvolle sei, um sich der unzählbaren Toten der Schlacht zu erinnern (die natürlich immer auch betrauert wurden).

Bisher wurden einige Bedeutungstreifen aus dem komplexen Ereignis herausgeschnitten, das mit Stalingrad bezeichnet wird. In unserem Zusammenhang geht es nur darum, einige Folgerungen daraus abzuleiten, die *mutatis mutandis* auch anderen Ereigniszusammenhängen innewohnen mögen. »Sinn« in der Bedeutung einer erreichten Zweckerfüllung hatte diese Schlacht nur für die Russen: Sie war der erste große Schlag, um ihr Land von den deutschen Invasoren zu befreien. Das aber kann nicht der Sinn oder der Zweck der Schlacht für die Deutschen gewesen sein, der alenthalben der sekundäre Zweck einer militärischen Entlastungsoperation zugemutet werden darf. Sobald beide Kontrahenten zugleich befragt werden, entzieht sich die Schlacht einer gemeinsamen Antwort – es sei denn die eines makabren Massakers. Jede weitere Sinnstiftung, wie sie von jenen politischen Instanzen geliefert wurde, die ein Deutungsmonopol beanspruchten, verliert in Anbetracht der vielen Hunderttausende von Toten an Evidenz. Also Sinn in der Bedeutung einer Entelechie oder einer Teleologie *ex post* oder einer simplen erfüllten *causa finalis* – all diese Sinnstiftungen lassen sich für alle Beteiligten zusammen niemals aus dem Ereignis selbst ableiten. Und die Glaubwürdigkeit solcher Sinnstiftungen steht in einem umgekehrten Verhältnis zu der Absurdität, die dort, an der Wolga, zum Ereignis wurde. Die fünf

5 Sabine R. Arnold, *Stalingrad im sowjetischen Gedächtnis*, Wien 1997.

Jahrzehnte, die seit dem Ereignis ins Land gegangen sind, haben also nicht gereicht, um den fehlenden Sinn oder die Absurdität einzuholen, sei es, indem die Russen ihren Sieg umstilisiert und als erreichten Programmpunkt auf dem Weg zur Weltrevolution festgeschrieben haben, oder sei es, daß bei uns die Schlacht eine moralische Selbstkritik ausgelöst hat, die allemal zu spät kommt, um der vergangenen Sinnlosigkeit *ex post* einen Sinn abzugewinnen. Das ist die absurde Lage, in die wir durch die Rezeptionsgeschichte von Stalingrad geraten sind.

Man kann also eine erste These aufstellen, daß die Geschichte, von der hier berichtet worden ist, in sich selber unvernünftig war, von taktischen und militärischen Rationalitätskriterien abgesehen, die ihre immer situative Evidenz behalten. Die Gesamtgeschichte bleibt unvernünftig. Vernünftig ist höchstens ihre Analyse. Das Absurde, das Aporetische, das Unlösbare, die Unsinnigkeiten und Widersinnigkeiten, die wir hier dem Schlachtkomplex ablesen, lassen sich zwar analytisch auf einen Begriff bringen, und sie lassen sich auch durch Erzählung in Anschauung überführen. Wir bedürfen sogar der Erzählung, um das Aporetische zu veranschaulichen, um es überhaupt einsichtig machen zu können, auch wenn es nicht rational verständlich oder begreiflich gemacht werden kann. Was begriffen wird, beruht nur auf der Analyse *ex post*. Insofern ergänzen Analyse und Erzählung einander, um unsere Urteilskraft zu schärfen, um überhaupt, in anderen Worten, mit der Sinnlosigkeit umgehen zu lernen. Welche allgemeineren Folgerungen lassen sich aus dieser vielschichtigen Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte der ehemals als einmalig erfahrenen Schlacht ableiten?

II

Die Geschichten selber vollziehen sich immer nur im Medium der Wahrnehmung der Beteiligten. Die Vorstellungen der Handelnden von dem, was sie zu tun, und von dem, was sie zu lassen haben, sind die Elemente, aus denen sich, perspektivisch gebrochen, die Geschichten zusammenfügen. Vorstellungen, Willensbildungen, Wünsche, sprachlich und vorsprachlich generiert, das Fürwahrnehmen und das Fürwahrhalten gehen allesamt in die Situation

ein, aus der sich Ereignisse herauskristallisieren. Was von den verschiedenen Agenten an einer Geschichte, so wie sie entsteht, für wirklich gehalten und so *in actu* vollzogen wird, konstituiert pluralistisch die kommende Geschichte. Es handelt sich also um eine gegenseitige Perspektivierung aller Beteiligten, der immer eine Selektion im Bewußtsein vorausging, um überhaupt wahrnehmen und handeln zu können. Während sich Ereignisse zusammenbrauen oder Geschehnisse sich schürzen, Konflikte sich aufstauen, die dann durchbrechen, gibt es keine gemeinsame Wirklichkeit, die von den verschiedenen Beteiligten auf dieselbe Art wahrgenommen werden könnte. Die Wahrnehmungsgeschichte ist immer pluralistisch gebrochen. So vollzieht sich ›Geschichte‹, indem Geschehnisse sich aufstufen zu dem, was später eine Geschichte genannt werden mag. Man kann sogar so weit gehen zu sagen, daß die Wirklichkeiten, wie sie wahrgenommen werden, im Hinblick auf das, was tatsächlich der Fall sein wird, immer schon verfehlte oder gar falsche Wirklichkeiten sind. Jene Wirklichkeiten, die man wahrnimmt, sind wegen ihrer perspektivischen Verkürzung nie so einlösbar, wie sie wahrgenommen wurden. Es handelt sich also, indem es zweitens anders kommt, als man erstens denkt (um Wilhelm Busch zu vereinfachen), immer schon um verfehlte Wirklichkeiten. Die Realität der Geschehnisse besteht *in actu* aus verfehlten Wirklichkeiten.

Eine subjektivistische Extremthese, die aus diesem Befund abgeleitet werden könnte, läge darin, jede Geschichte in der Vielfalt ihrer Wahrnehmungen aufgehen zu lassen (ähnlich den Romanen von Faulkner). Die tatsächliche Geschichte wäre dann nur soweit tatsächlich, als sie jeweils für wahr genommen, für wahr gehalten und nur insoweit wahr gemacht worden ist.

Eine weitere Konsequenz dieser subjektiven Wahrnehmungshypothese läge in Hayden Whites Theorie, daß sich die Realität in ihrer sprachlichen und kulturellen Aufbereitung erschöpft, so daß sie sich nur im Medium des sogenannten Diskurses literarisch fixieren und damit auch rhetorisch aufschlüsseln ließe. Dann erschöpfte sich die Wirklichkeit der Geschichte in der jeweils sprachlich vermittelten Sinnstiftung. Damit freilich würde verfehlt, was ehemals in der Pluralität der Ausgangslage enthalten war. Welche einst wahrgenommenen Wirklichkeiten, die eine spätere Realität

zu schaffen geholfen hatten, wurden verdrängt, vergessen oder verschwiegen? Welche Quellen gibt es noch, die jenseits der fortgeschrittenen Wahrnehmung immer noch greifbar sind und die vielleicht eine Kontrollinstanz dafür bieten, was eigentlich außerdem oder sonst noch der Fall gewesen sein mag? Der Rekurs auf die Vielfalt der Wahrnehmungsgeschichten, die eine Geschichte konstituieren, läßt füglich daran zweifeln, ob die Fortschreibung nur einer Variante den »Sinn« einer jeweiligen Geschichte einholen kann. Ihre Sinnlosigkeit vorauszusetzen ist deshalb bereits erkenntnistheoretisch eine bessere Basis, um mit dem umzugehen, was man gemeinhin Geschichte nennt.

Aber was ist dann, um Ranke zu variieren, »eigentlich« der Fall gewesen? Offenbar nicht das, was die Summe der einzelnen Wahrnehmungsteilnehmer jeweils erfahren hat. Was *in situ* eigentlich der Fall war, entzieht sich demnach jeder Sinnfrage. Es handelt sich offenbar bei der sich ereignenden Geschichte um eine Wirklichkeit, die Kant als das Ding an sich umschrieben hätte und die mit Schopenhauer als Differenz von Wille und Vorstellung definiert werden könnte. Hinter oder vor oder zwischen den Wahrnehmungsebenen der Teilnehmer konstituiert sich das, was erst später, also *ex post*, als die eigentliche oder die wahre oder die wirkliche Geschichte definiert wird. Was tatsächlich der Fall war oder die sogenannte eigentliche Geschichte, über die man später spricht, ist also immer etwas anderes als die Summe der Aktionsmodalitäten im jeweiligen Erfahrungshaushalt der ehemals Beteiligten.

Ferner muß bei der Rekonstruktion der sogenannten eigentlichen Geschichte berücksichtigt werden, was für die Agenten vorbewußt, unbewußt, unterbewußt war oder von ihnen gar nicht gewußt wurde – also all jene Faktoren sind zu eruieren, die einen Handlungsspielraum im vorhinein begrenzen oder bestimmen. Es handelt sich dabei um Bedingungen möglicher Handlungen, die wirksam werden, indem sie den Handelnden gerade nicht präsent sind. *In actu* können sie nie eingeholt oder eingelöst werden. Hinterher ist man freilich klüger als zuvor. Dieser Satz ist nur scheinbar banal, denn er stellt unser Sinndeutungspotential von vornherein in Frage. Hinterher weiß man mehr, als man vorher wissen konnte, und in diesem lebensweltlichen Befund liegt die naive Hypothese enthalten, die als knappste Form einer Erklärung allzugern bemüht

wird: *post hoc ergo propter hoc*. Eine solche, dem Zeitablauf zugeordnete kausale Erklärung bedient nur das Besserwissen, beantwortet aber nicht die Frage, was denn inmitten der Wahrnehmungspluralitäten die eigentliche Geschichte gewesen sei. Was sich in Wahrheit abgespielt hat, kann erst gesagt werden, wenn alle Parteien, einschließlich der Toten, die zum Schweigen verurteilt sind, in ihrer Wechselseitigkeit zur Sprache kommen. Die juristische Regel *audiatur et altera pars* bleibt für jeden Historiker bis heute in Kraft. Die Wechselseitigkeit der einander verfehlenden Wahrnehmungen muß analysierbar sein, bevor ich überhaupt auf die sogenannte wirkliche oder eigentliche Geschichte eingehen kann.

Die wirkliche Geschichte ist also immer zugleich mehr und weniger, als in der Summe der in sie eingegangenen Irrtümer, Wahrnehmungen oder Bewußtseinstellungen enthalten ist. Deshalb sei Theodor Lessing zitiert, jener von den Nazis verfolgte jüdische Philosoph, der, aus Hannover geflohen, 1933 in Marienbad ermordet worden ist. Jede Geschichte, die wir als eine tatsächlich abgelaufene analysieren, ist eine *logificatio post festum*.⁶ Das aber setzt denknotwendig voraus, daß jede Geschichte in ihrem Vollzug selbst sinnlos ist. Also die wirkliche Geschichte, so lautet die Ironie oder das Paradox dieser Überlegung, zeigt sich in ihrer Wahrheit erst, wenn sie vorbei ist. Anders formuliert, die Wahrheit einer Geschichte ist immer eine Wahrheit *ex post*. Sie wird überhaupt erst gegenwärtig, wenn sie nicht mehr existent ist. Die Vergangenheit muß also für uns erst vergangen sein, bevor sie ihre historische Wahrheit zu erkennen geben kann. Anthropologisch gesehen handelt es sich um eine Transposition ehemals primärer Erfahrungen aller Beteiligten in eine sekundäre Wissenschaft, die die zunächst primären Erfahrungen und deren Quellen analysieren muß, um daraus ein Drittes abzuleiten: nämlich Erklärungsmodelle, die die komplexen Strukturen einer vergangenen Geschichte überhaupt erkennbar machen sollen. Auch ein solcher Forschungsakt liegt noch allen Sinnstiftungen voraus, die etwa – vergeblich – in Kausalitäten gesucht werden, welche erklären sollen, warum etwas so und nicht anders gelaufen ist.

Wir müssen also mit dem Paradox umzugehen lernen, daß eine

6 [Vgl. Theodor Lessing, *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen* (1919), München 1983, S. 56-63 (»Über *logificatio post festum*«).]